Gottfried Keller und Deutschland.*

Von **Prof. Dr. C. H. Handschin,** Miami University, Oxford, O.

Dass Keller Deutschland und das deutsche Volk liebte, ist bei seiner tiefen, sonnigen, humorvollen, echt deutschen Natur selbstverständlich. In ihm sind die Hauptmerkmale des deutschen Charakters: Treue, Ehrlichkeit, Gründlichkeit, Fleiss und Gemütstiefe beisammen.

Wie tief er aber sein „geistiges Vaterland" würdigte und liebte, ahnen wohl die wenigsten. Als seine zweite Heimat erachtete er Deutschland; waren ihm doch hier erst die Augen über sein eigenes Selbst aufgegangen, und hatte er sich in den beinahe zehn Jahren, die er in München, Heidelberg und Berlin zubrachte, nicht nur seine Bildung angeeignet, sondern auch Welt und Menschen kennen gelernt.

Viele berühmte deutsche Männer und Frauen wurden ihm bekannt, und es wurden treffliche Freundschaften auf Lebzeiten geschlossen. Aber auch Deutschland hat diesen echtesten Stammesbruder auf den Schild erhoben und ihm in der Folgezeit die dauerndste Liebe bewährt. Nicht nur, dass seine sämtlichen Verleger Deutsche waren und sind, auch von seiten der Kritik stellte man ihn von Hettners Zeit bis auf Richard Meyer auf den höchsten Gipfel, während das deutsche Volk den Meister als einen seiner ersten Lieblinge unwandelbar im Herzen trägt.

Kellers Stammesbewusstsein spricht sich in seinem ersten Jugendversuch im „Grünen Heinrich" und dann immer wieder voll und wahr aus.

„Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand."

* * *

„Da rauscht das grüne Wogenland,
Des Rheines Wald und Au entlang:
Jenseits mein lieb Badenserland,
Und hier schon Schweizerfelsenhang.

Da zieht er hin, aus tiefer Brust
Mit langsam stolzem Odemzug
Und über ihm spielt Sonnenlust
Und Eichenrauschen, Falkenflug.

Und in der Stromeseinsamkeit
Vergess ich all den alten Span,
Versenke den verjährten Streit

---

* Der Artikel wurde im September 1914 geschrieben und verdankt seine Entstehung dem Aufenthalte des Verfassers in München während der ersten Wochen des Weltkrieges.

Und hebe hell zu singen an:
Wohl mir, dass ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer sein darf und Deutscher sein."

* * *

Am Vorderrhein!

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durstig eingesogen
Die Milch des Berges, frisch und rein!
Nun wallt der Hirtensohn hernieder
Hin in mein zweites Heimatland:
O grüss' mir all die deutschen Brüder,
Die herrlichen, längs deinem Strand!

Bezeichnend für dieses Stammesgefühl ist ganz besonders die Stelle im „Grünen Heinrich", wo es ihn, den Schweizer, verbindet mit Erikson, dem Skandinavier, und Lys, dem Holländer. „Die räumliche Entfernung unserer Heimatlande untereinander, indem sie im äussersten Norden, Westen und Süden des ehemaligen Reichsrandes liegen, verband uns mehr, als dass sie uns trennte. Alle drei, von einem gleichen inneren Zuge der gemeinsamen Abstammung beseelt, und an den grossen Binnenherd der Völkerfamilie gekommen, befanden wir uns in der Lage weitläufiger Vettern, die im Gedränge eines gastfreien Hauses unbeachtet die Köpfe zusammenstecken und sich Lob oder Tadel dessen, was ihnen gefiel oder missfiel, gegenseitig anvertrauten."

Für den Westschweizer besonders liegt es ja nah, in vieler Beziehung sein Auge nach dem Westen zu richten. Selbst ein C. F. Meyer war bis zu dem grossen Ringen zwischen deutscher und französischer Nationalität in den siebziger Jahren mehr romanisch als deutsch gesinnt. Unter den Ereignissen jener Jahre entschied er sich freilich dann aufs bestimmteste für seine angeborne deutsche Nationalität.

Bei Keller aber ist kein derartiges Zaudern. Selbst in seinem literarischen Schaffen ist verschwindend wenig französischer Einfluss zu verspüren. Abgesehen von Spuren Rousseauscher Anschauung im Jugendroman und von etwas Rabelaischem Anflug in seinem Humor ist nichts Französisches in ihm, und selbst dies Erwähnte ist ganz gründlich verdeutscht und „verkellert".

Durch und durch deutsch, nicht einmal speziell schweizerisch sollte sein Werk sein. Sein Wesen und Schaffen wollte er ohne allen Spass als germanisch gestempelt und verstanden haben: „Jener Aufsatz ist sehr wohlwollend geschrieben und hat nur den Fehler, wie auch die Arbeit in den „Half-hours," dass er meine Wenigkeit als eine spezifisch schweizerische Literatursache behandelt, während ich mich gegen die Auffassung,

als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gäbe, immer auflehne. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spass und bin der Meinung, wenn etwas heraus kommen soll, so habe sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten, dem er angehört." Das Französische war ihm nicht homogen. „Die Rachel habe ich einigemal gesehen und fast Lust bekommen, mich zu entnationalisieren und französisch zu lernen."

Sein guter Freund ist Friederich Th. Vischer, wie er überhaupt fürs Schwabenland und -leute eine besondere Vorliebe zeigt. Als er zum erstenmal den Rhein überschreitet, jubelt er auf und bemerkt, er sei nur „von dem einen Gau des alten Alemanniens in den andern hinüber, aus dem alten Schwaben in das alte Schwaben gegangen."

Vischer rühmt er als „kernigen deutschen Patrioten, aufgejagt durch die Unruhe der Tage, einen leidenschaftlichen Rundgang tun gerade bei den Völkern, welche ihr menschliches Recht, ihre Freiheit errungen, aber durch den westlichen Antrieb, durch die französische Hilfe zugleich damit an Deutschland rütteln und ihm eher feindlich als freundlich gegenüberstehen."

„Dieser tatlosen Garibaldi-Sehnsucht gegenüber steht die tatendurstige Sehnsucht nach deutscher Machtentfaltung, die auch Vischer teilt, und die allerdings nur an solchen unbedingt kann gelobt werden, welchen diese Macht die notwendige Folge der echten deutschen Bildung, Freiheit und Einigkeit, und nicht ohne Gerechtigkeit und Humanität zu denken ist."

„Das deutscheste der drei Hefte ist das dritte, durch und durch national; denn es enthält — eine anmutige und geistreiche Protestation gegen das französische Kleiderübel in den vernünftigen Gedanken über die jetzige Mode. In diesem Tone bespricht Keller Vischers „Neue kritische Gänge" im Jahre 1861.

Unter den Eindrücken des deutsch-französischen Krieges 1870/71 hat Keller in den „Sieben Legenden" die wundervolle Karikatur des Franzosen im Ritter Guhl, dem Geschwinden, geschaffen, die wohl eine Anspielung auf die Leichtfüssigkeit des französischen Heeres in dem Kriege sein soll; und durch eine Art Hellsehens, wie es uns im Jahre 1914 scheinen möchte, auch das köstliche Zerrbild des Russen in Maus, dem Zahllosen, welcher Name sich auf die gebrüstete Grösse der russischen Streitkräfte bezieht. Diese beiden grosssprecherischen Helden werden dann von der Jungfrau als Stellvertreterin des deutschen Ritters Zendelwald jämmerlich verbläut und zerschunden.

Keller lässt sich darüber vernehmen wie folgt: „Nämlich die „Nasenzöpfe" in einer der Legenden; mit diesen verhält es sich so. Ich wollte unter dem Eindruck des Krieges nationale Tendenzen hineingeheimnissen. Guhl, der Geschwinde, sollte Frankreich darstellen; Maus, der Zahllose, den Panslavismus, welche die Mutter Gottes als deutscher Recke sukzes-

sive besiegt. Das äussere Wesen des Slavischen sollte unter anderem durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt sein, und da dachte ich mir als Übertreibung wirkliche lange barbarische Nasenhaare als Zöpfchen."

Während des Krieges verfolgte Keller den Siegesgang der deutschen Heere mit gespanntestem Interesse. — Sein Biograph schreibt darüber: „Das weltbewegende Jahr 1870 traf Gottfried Keller in stiller, oft unterbrochener Arbeit an den neuen Seldwyler Geschichten. Den grossen Ereignissen jenes Sommers folgte er mit ungeteilter Sympathie für Deutschland, der er um so energischeren Ausdruck zu geben liebte, je lärmender die grosse Masse um ihn her zu Frankreich hielt..... Er beteiligte sich an dem Kommers des 9. März 1871, welchen die in Zürich wohnenden Deutschen zur Feier der Wiederaufrichtung des Reiches veranstalteten. Bekanntlich wurde der Festabend in der Tonhalle durch den Pöbel und eine Schar in Zürich internierter französischer Offiziere auf beklagenswerte Weise gestört; in den nächsten Tagen nahmen weitere Tumulte einen so drohenden Charakter an, dass eidgenössische Truppen aufgeboten werden mussten, worauf sich die Ruhe rasch wieder herstellte."

Über dieses Ereignis schreibt Keller an E. Kuh:

„Die widerwärtigen Dinge, von denen ich im Eingang sprach, haben Sie seither ja auch in Ihrer Nähe erlebt, die Störungen deutscher Friedensfeste. So schändlich die Sache nach aussen aussieht und mich selbst berührte (ich wohnte der Feier in Zürich nebst andern Schweizern selbst bei), so ist die Erscheinung bei uns doch mehr eine pathologisch zu nehmende, als eine aus den ungeheuren Ereignissen und der allgemeinen Völkeraufregung hervorgehende Erscheinung anzusehen.

Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereist ist und nicht Literatur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast eine *terra incognita* gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärmes selbst. Die Erscheinung der 80,000 Rothosen hat denn den Unsinn reif gemacht, zugleich aber auch den Grund zur Besserung gelegt."

Auch für die grossen deutschen Persönlichkeiten, welche der Krieg gezeitigt, hatte Keller Verehrung, und an seinem letzten Geburtstage freute ihn, obwohl er leidend war und fast alle Ehrenbezeugungen abwies, die Berliner Adresse, besonders weil Moltkes Name zu oberst darauf eingeschrieben stand. Die Freude über den Sieg der deutschen Waffen klingt aus seinem „Prolog zur Feier von Beethovens 100. Geburtstag in Zürich, 1870."

Man sagt, dass in der Völkerschlacht,
Wo donnern Stück und Wagen,
In schmelzenden Gesanges Pracht,
Als wär' der schönste Lenz erwacht,
Die Nachtigallen schlagen.

In Busch und Baum die Schlacht entlang,
Verborgen in den Wettern,
Wetteifernd mit Drommetenklang,
Und der Gefall'nen Wehgesang
Hört man die Triller schmettern.

Sie halten den Streit für Frühlingslust,
Den Tod für holdes Minnen,
Sind keiner Sorge sich bewusst,
Da fährt das Blei durch ihre Brust
Und reisst das Nest von hinnen.

So war's, als des Jahrhunderts Tor
Aufsprang mit ehrnen Pforten;
Ein roter Morgen trat hervor,
Mit ihm ein endlos langer Chor
Von blutenden Kohorten.

Was tausendjährig, sank in Staub
Wohl unter ihren Schritten,
Und Glück und Staub des Cäsars Paub,
Er selber dann wie falbes Laub
Knirscht unter des Siegers Tritten

— — — — — — — — — —

Noch hallt sein unsichtbares Haus
Und klingt von Meer zu Meere,
Und wieder haust des Sturmes Kraus,
Geharnischt führt der Tod hinaus
Zahllose Völkerheere.

Ein Cäsar liegt — mit goldner Zier
Wird sich der Deutsche krönen,
Sein Donner grollt — doch ferne hier
In goldnem Frieden lassen wir
Des Zaubrers Lied ertönen.

Mit der Idee der deutschen Machtentfaltung war Keller vollkommen einverstanden; 1872 schrieb er: „Ich lese soeben in Ihrem Blatte die Notiz über einen Vorgang am Abschiedsbankett des nach Strassburg berufenen Herrn Professor Gusserow, und die Bemerkungen, welche Sie daran knüpfen, veranlassen mich, Sie um Aufnahme einer Berichtigung zu ersuchen. Ich hatte allerdings, von belebtem Toastieren hingerissen, auch das Wort ergriffen, der Sinn meiner nicht studierten Rede war, kurz gesagt, der: Gusserow möchte die Strassburger von ihren alten Freunden, den Zürchern, grüssen und ihnen sagen, sie möchten sich nicht allzu unglücklich fühlen im neuen Reiche. Vielleicht käme eine Zeit, wo dieses deutsche Reich auch Staatsformen ertrüge, welche den Schweizern not-

wendig seien, und dann sei eine Rückkehr der letzteren wohl denkbar. Selbstverständlich kann nicht von der Form blosser freier Städte hierbei die Rede sein, da diese ja schon da sind, sondern nur von dem Bestehen grösserer Volksrepubliken. Das sind nun Phantasien, welche nicht in eine Staatsschrift gehören würden, aber gewiss in einem Trinkspruch passieren können, ohne Missreden Veranlassung zu geben.

„Hierauf sprach Herr Professor Kinkel und geriet durch seinen Gedankengang auf den Fall einer gewaltsamen Annexion der Schweiz durch fremde Macht, für welchen Fall er seine Hingebung für die Sache der Republik in beredten Worten ausdrückte. Da es mir und meiner Umgebung schien, dass Hr. Kinkel in missverständlicher Auffassung meiner Worte an diese habe anknüpfen wollen, ging ich sofort zu ihm hin und befragte ihn hierüber, worauf er mir in aller Freundschaft versicherte, dass ihm das nicht eingefallen sei und er keinen Grund zu einer solchen Anknüpfung hätte. Dessen ungeachtet schwieg ich nicht aus Besonnenheit, wie gesagt wird, sondern ich ergriff nochmals das Wort, um mich noch etwas deutlicher auszudrücken. Wenn ich dabei sagte, die Sache könne so gut noch fünfhundert Jahre gehen, wie nur wenige Jahre, so wird jedermann die Tragweite des geäusserten Gedankens sofort bemessen können.

„Da nun aber auch eine Trinkspruch-Phantasie nicht ein leeres Geschwätz sein, sondern über einem für wahr gehaltenen Gedanken schweben soll, so erlauben Sie mir vielleicht noch den Raum, um diesen Gedanken, der mich allerdings und vielleicht auch andere nicht unehrenwerte Männer, die an die Zukunft zu denken gewohnt sind, bewegt, kurz anzudeuten. Vor der Hand bin ich, wenn unsere neue Bundesverfassung, wie ich hoffe, angenommen sein wird, noch lange zufrieden mit unserem Vaterlande und seiner Stellung zu der übrigen Welt, und ich gehöre nicht zu denen, welche eine gänzliche Zentralisation befürchten. Vielmehr halte ich dafür, dass die Kantone erst recht Zeit und Gelegenheit finden werden, für den edlern Teil menschlichen Daseins zu sorgen und darin zu wetteifern. Sollte es sich dagegen nicht so verhalten, sollte diejenige Richtung zum Ziele gelangen, welche auch das jetzt Gebotene nur als Abschlagszahlung betrachten und den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprinzip aufheben will, so halte ich dafür, dass durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen wird, welche die Aussenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen im Stande ist; es beruht diese Meinung nicht auf staatsrechtlichen Theorien, sondern auf psychologischen Erfahrungen. Eine im Innern sa ausgeräumte Schweizer Republik aber würde ihre Kraft und ihr altes Wesen wieder gewinnen, wenn sie im freien Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem grossen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte, und dass dieses mit Deutschland ein-

mal möglich werden könnte, war eben die Voraussetzung obigen Trinksprüchleins. Wenn ich für einen Anschluss, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten."

Einer der letzten Gedichtentwürfe Kellers befasst sich in nordisch-grossen Bildern mit den Geschicken des Germanentums, und somit klingt, wie in einem Anflug von Seherkraft, das Lebenswerk unseres lieben Meisters Gottfried aus, wie der Gesang der alten Skalden:

„Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O, fahre hin und kehre täglich wieder! Sieh meinen Gleichmut und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und ich bin müde, o, so nimm die Seele, die so leicht an Wert, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und lass sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber — —

Ich spähe weit, wohin wir fahren."

Berichte und Notizen.

I. Korrespondenzen.

Chicago.

Wie schon früher an dieser Stelle mitgeteilt worden ist, hat unser Schulrat voriges Jahr beschlossen, die Beförderung der Lehrer von dem Austritte aus der *Teacher's Federation*, die sich den Labor Unions angeschlossen hatte, abhängig zu machen. Dagegen klagte die Federation und gewann in der ersten Instanz und kürzlich auch in der zweiten. Über diesen Sieg des Lehrervereins schreibt die Illinois Staatszeitung:

„In dem Berufungsgerichtshofe ist soeben die Entscheidung gefällt worden, dass Lehrer nicht verhindert werden können daran, sich einer Arbeiterorganisation anzuschliessen. Dieses Recht der Lehrer hätte niemals bezweifelt werden dürfen. Aber die Lehrer hätten dementgegen das Recht niemals ausüben sollen.

„Von den Lehrern gilt dasselbe, was von den Frauen gilt. Je weniger man von ihnen spricht, umso besser. Der Beruf des Lehrers ist der wichtigste im Leben einer Nation. Und von der Wichtigkeit seines Berufes muss in erster Linie der Lehrer erfüllt sein. Sonst ist er kein Lehrer. Er ist es höchstens dem Namen nach. Und in demselben Augenblick, in welchem er sich als Lohnarbeiter betrachtet, welcher für eine bestimmte Summe ein bestimmtes Arbeitspensum zu absolvieren hat, sollten ihm keine Kinder anvertraut werden. In demselben Augenblick, in welchem er sich einer Arbeiterorganisation mit dem Ziele im Auge anschliesst, für einen besseren Lohn nötigenfalls die üblichen und berechtigten Waffen der allgemeinen Lohnarbeiter anzuwenden, hat er aufgehört, der sittliche Faktor zu sein, zu welchem sein Beruf ihn bestimmen müsste.

„Diese Zeitung ist von jeher für Arbeiterorganisationen eingetreten. In dem wirtschaftlichen Leben können Siege nur durch organisierte Kräfte erzielt werden. Auch im geistigen